



ANDREA GIOVENE

Die Autobiographie des
Giuliano di Sansevero
*Die Jahre zwischen
Gut und Böse*

Galiani
Berlin

Andrea Giovene

Die Autobiographie
des Giuliano di Sansevero

Die Jahre zwischen Gut und Böse.
Roman

Aus dem Italienischen von Moshe Kahn



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Andrea Giovene](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Inhaltsverzeichnis

1. Die Affen

2. Die Stute

3. Der Teufel

4. Die Ohrfeige

5. Die Steine

1. Die Affen

Während meiner Zeit in Mailand im Jahr 1925 hatte das Affengehege, das die Stadt in den Gärten der Porta Venezia unterhielt, für mich wohl noch die Bedeutung einiger symbolischer Werte, die den Ort und den Augenblick betrafen, ähnlich wie ich sie in früheren Jahren in Neapel im Brunnen der Städtischen Gärten, der ›Paparelle‹, widergespiegelt sah.

Das Gehege war so exotisch, ambivalent und anachronistisch, wie der Brunnen damals freundlich, klar und nachbarschaftlich gewesen war.

Dort die verschwenderische Sonntagssonne, der Kiosk mit seinen schlanken, grünen, phantasievoll ausgearbeiteten Eisensäulen, die Blaskapelle, die Ammen in ihren alten Trachten der Ciociaria und der Gegend von Avellino, der Kinderkarren zur Belustigung der Kleinen, gezogen von zwei schönen Ziegen mit langem, glänzendem Fell und den mit Schleifen geschmückten Hörnern.

Hier, in Mailand, das verschwommene Panorama spilleriger, ferner Bäume, die Erde fast schon totenschwarz, die Wiese schorfig. Und rings um das Gehege einige schlecht gekleidete Menschen, dumpf dem Spiel der Affen hingegen und undurchschaubare Gedanken verbergend.

Das Gehege war sehr groß, viel zu groß für die kleinen Tiere, obwohl sie in großer Zahl dort hausten. Die Affen waren nicht höher als der Sitz eines Stuhls, und wenn sie sich wegen der Kälte aneinanderklammerten, wirkten sie nicht größer als Katzen. Es waren zwanzig oder zweiundzwanzig und alles Weibchen. Aber mitten unter ihnen ein behaartes Männchen mit wesentlich massigerem Körper, das auch wegen

eines dicken Ledergurts auffiel, der seine Lenden umschloss und wohl dazu diente, ihn im Zaum zu halten.

Weil sie nichts anderes zu tun hatten, tollten die Affen den ganzen Tag lang wie gewohnt zwischen den blattlosen Baumstümpfen, auf den Schaukeln und Laufplanken herum, die der Gemeindeingenieur zu ihrem Vergnügen hier angebracht hatte. Aber es vergingen keine fünf Minuten, ohne dass die eine oder andere auf allen vieren kam, um dem Familienoberhaupt ihre Ehrerbietung zu bezeugen, das mit gelehrter Miene zusammengekauert mitten im Gehege saß, und nach einigen Schmeicheleien zeigten sie ihm ihr anmutiges Hinterteil, das er mit seinen Säuglingshändchen genau untersuchte und sich dabei auf tausenderlei Weisen amüsierte. Diese Arbeit, unendlich oft wiederholt, stellte die Hauptaktivität des Männchens dar; die andere das Suchen nach Insekten im Fell seiner Damen oder in seinem eigenen und schließlich das Knabbern der in großer Menge vorhandenen Erdnüsse, welche die gesamte Zunft schmatzend kaute und in unglaublicher Zerstreutheit teils auch wegwarf.

Dieses zum großen Teil schamlose Schauspiel wunderte anscheinend niemanden, und auch sonst zeigten die arbeitslosen Arbeiter, Schulschwänzer, Nichtstuer und auch Frauen jeden Alters, die Stunden, wenn nicht gar halbe Tage am Schutzgeländer verbrachten und zuschauten, keinerlei Reaktionen. Diese Leute redeten kaum, alle wirkten oder waren tatsächlich einander fremd und zeigten wenig Neigung, Bekanntschaft miteinander zu machen, wie es für gewöhnlich an verbotenen Orten vorkommt, nicht aber im Freien, und jeder tat so, als würde er nicht sehen, was der andere doch auch sah. Von Zeit zu Zeit löste sich einer von der Gruppe und verschwand unbemerkt, und jemand anderer trat ebenso unbemerkt an seine Stelle. Es war, als würde der soziale Körper von Mailand mittels eines geheimnisvollen magnetischen Gleichgewichts immer die gleiche Anzahl von Zellen beibehalten, das heißt

von Bürgern, eingebunden in diesen einzigartigen Turnus von Feststellung und Kontrolle des Verhaltens der Affen.

Ich saß ein wenig entfernt und betrachtete das Gehege und die Menschen, die es betrachteten, so wie es beim Film vorkommt, wenn eine Kamera eine andere aufnimmt, die ihrerseits eine Szene dreht. Und rings um mich herum fühlte ich Mailand, seine strahlenförmig verlaufenden, öde unter einem trüben Himmel liegenden Straßen; das Zentrum, das irgendwo auf halbem Weg zwischen 1848 und 1906 angesiedelt war, dunkler am Tag als bei Nacht, so kam es mir vor; und seine vielen vernachlässigten Ecken, in denen eine Unzahl irgendwelcher Geheimnisse lauerten.

Diese Geheimnisse, so dachte ich bei mir, sind die Chiffren der modernen Welt, welche die Erkennungszeichen sowohl der Klassen als auch der Tätigkeiten abgeschafft hat: die Aushängeschilder der Händler, das Schwert des Edelmannes, die halblangen Wollstrümpfe des Bourgeois. Man gibt sich nicht mehr zu erkennen, ist nur noch reich oder arm – zwei große Anonymitäten, denn wenn das Elend sich so gut versteckt, wie es kann, geben auch die, welche die Hebel der Macht bewegen, sich nicht zu erkennen. Und erst, wenn jemand stirbt, kann man bei der Durchsicht der fünfzehn oder zwanzig Nachrufe zu seiner Ehre in den Zeitungen mit einiger Verspätung feststellen, wie viele Gesellschaften, Geschäftsbereiche und Fabriken ihn beweinen, obwohl sie zu seinen Lebzeiten Furcht vor ihm hatten.

Das Geheimnis von Mailand blieb allerdings umso undurchdringlicher, als ich mich bewusst nicht eines der vielen Ariadnefäden bedienen wollte, die ich hätte aufnehmen können, indem ich mich der Vergangenheit zuwandte. Doch wenn mein Großvater Gian Carlo sich aus seiner Welt zurückgezogen hatte, weil er sich in ihr nicht als Ebenbürtiger unter seinesgleichen hätte behaupten können, ja mehr noch, als der Erste unter seinesgleichen, um wie viel ungehöriger schien es mir, jetzt im Namen des

rüstungsbewehrten Arms in unserem Wappen betteln zu gehen, des Arms, den mein Vater Gian Luigi in so zahlreichen Exemplaren auf den Wänden des Hauses am Monte di Dio hatte darstellen lassen. Wenn ich ein Herzogtum verloren hätte, wäre ich durchaus zu einem befreundeten Fürsten gezogen und hätte ihm vorgeschlagen, es gemeinsam zurückzuerobern, um es dann mit ihm zu teilen. Doch alles, was ich brauchte, war lediglich mein täglich Brot, eine unvorstellbar profane Notwendigkeit für einen Wappenträger und ziemlich unangemessen. Alles in allem waren die anderen für mich so geheimnisvoll, wie ich es für sie war. Warum sollte ich mich also allein und fast schon wie ein Ausgeschlossener fühlen, wenn ich sie doch so entschieden von mir ausschloss? War ich etwa der einzige Richter inmitten dieser Gruppe von düsteren Gestalten, die vor dem Käfig ihren Gedanken nachhingen? Oder war nicht vielmehr jeder von ihnen der Richter aller anderen und alle anderen die Richter von ihm, der seine Zeit so ungebührlich damit verbrachte, sich mit den Schamlosigkeiten der Äffinnen und ihres Paschas zu beschäftigen?

Zum Glück bringen neue gemeinsame Erfahrungen auch neue Beziehungen hervor. Bei einer Tavola Calda, einem Schnellimbiss, hatte ich einen ersten Gefährten gefunden, und er, der auf der Suche nach ein paar Zigaretten halb Mailand zu Fuß durchquert hatte, kam mir jetzt aus dem verschwommenen Hintergrund der Pflanzen entgegen, denn er hatte mich schon von Weitem gesehen und näherte sich mit absichtsvoller Langsamkeit.

Die Tavola Calda, die zwischen den opulenten Tafeln der Reichen und der Essensration des Armen, der seinen schmutzigen Daumen in das Brot drückt, das er isst, im Grunde einen gut getroffenen Mittelweg darstellt, wird alles in allem wesentlich öfter von den niederen Kreisen besucht. Stehend, mit hochgeschlagenem Kragen und einem schäbigen Hut auf dem Kopf, beugte Gigaretto sich demütig über seine aufgewärmte

Gemüsesuppe, die auf dem engen Marmortresen stand, der zu niedrig für den war, der sich nicht setzen wollte oder konnte, und zu hoch für den, der sich auf der Sitzfläche der präventiösen Hocker niederlassen wollte, die nur in den ersten beiden Wochen glänzten.

Alle anderen Menschen ringsum verschlangen besorgt und in Eile zweifelhafte Gerichte und mörderische Soßen, einer mit dem Ellbogen auf dem Teller des anderen. Ich hatte Gigetto beobachtet, der als geübter Gelegenheitsnutzer die von den anderen Kunden liegen gelassenen Brotreste in seine Tasche steckte. Sich vorzustellen, eines Diebstahls schuldig zu sein, auch wenn es sich um eine *res nullius* handelt, ist Anzeichen für ein empfindsames Gemüt.

»Sehen Sie«, hatte er mir bereits beim ersten Mal anvertraut, während wir in der kaum fühlbaren Klammheit, die sich aus dem Nebel absetzte, gemeinsam eine fast menschenleere Straße hinuntergingen, »sehen Sie, ich kann einfach keine Menschen mehr ertragen, die ständig über Gastronomie reden und so tun, als verstünden sie etwas vom Kochen. Man hört sie über elsässische Pastiches faseln, über weiße oder schwarze Trüffeln. Sie leiern dir die Jahrgänge der Weine herunter und kennen die Soßen der Chinesen. Das letzte Fest, bei dem sie mit anderen berühmten Feinschmeckerpäpsten auftauchten, kostete angeblich ein Waaaahnsinnsgeld. Die Literaten, die gerade in aller Munde sind, und die angesagten Journalisten sind in ihrer Raserei, sich in ihrer Kenntnis von Soßen und Antipasti gegenseitig zu übertrumpfen, unerträglich, Stiesel, die auf Kosten des Kochs glauben machen wollen, sie besäßen Raffinesse. Ich schwöre Ihnen, das ist ekelerregend.«

Und während ich den Geschmack des grauenhaften Spinatomeletts widerkäute, das ich kurz zuvor hinuntergeschlungen hatte, gab ich ihm recht. Gigetto verdrehte sich ein bisschen, so sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt, und sprach in seinem leicht klagenden Mailänder Tonfall weiter, an den sich mein Ohr noch nicht gewöhnt hatte.

»Herausgeber von Tageszeitungen und angesehene Kritiker, alle mit runden Gesichtern und Bäuchen wie Bischöfe, machen dich fertig mit ihrem Gerede von Stör, Forelle, Fasan oder Papageienzungen in Ingwertraumsoße, die sie gegessen haben. Das stelle sich einer vor. Sie reden und schlucken den Speichel herunter wie diese Fresssäcke, die mit ihrem vollen Teller zum Tisch kommen und seinen Inhalt schon mit den Augen verschlungen haben. Sie sagen, der Mensch sei ein Tier? Wenn er's nur wäre! Oder wenn er die Freundlichkeit von Gemüse hätte, das seine Nahrung aus der Erde aufnimmt, ohne zu schlabbern und sich die Kinnlade auszurenken. Für mich sind solche Gestalten wie gefühllose Mineralien, fossile Kohlenstücke, die wie in den Geschichten der Befana, der alten Frau, die den Kindern am Dreikönigstag Geschenke bringt, lauter Engel hätten sein können, wenn sie nur gut gewesen wären.«

Es war nicht schwer, an diesem wüstenleeren Sonntagnachmittag zu größeren Vertraulichkeiten vorzustoßen. Als wir vom Sie zum Du übergingen, gestand Gigetto mir, ein Dichter zu sein. Als ich ihn von seinen vielen Papieren befreite, mit denen seine Taschen bis oben hin vollgestopft waren, zeigte er mir das Layout seines kurz vor der Veröffentlichung stehenden ersten Bändchens. Als Titel erschienen, phantasievoll über das Titelblatt verstreut, alle Buchstaben des Alphabets in unterschiedlichen Größen und Lettern.

»Aber wieso, entschuldige, das Alphabet vorne, auf dem Einband einer Gedichtsammlung?«

»Na, wunderbar! Das Alphabet ist das WORT. Auch die Dichtung ist das WORT.«

Auf Gigetto und durch seine Vermittlung folgte Mario, ein unbesiegter Republikaner, der allerdings voller Wut um den faschistischen Landwirtschaftsverband herumscharwenzelte, entschlossen, seinen Teil abzubekommen. Er kleidete sich streng schwarz, weil er um Mazzini **[1]** trauerte. Ich glaube sogar, dass er das letzte Exemplar dieser

Art war, das ich je gesehen habe, nach den kalabrischen Studenten zu meiner Zeit an der Universität Neapel.

»Diese Denkmäler«, sagte er, kniff seine Augen zusammen und flüsterte vor lauter Wut, »dieser Vittorio Emanuele II., dieser Umberto I. und dieser tausendfache III. Vittorio Emanuele, die dort stehen, wo man sie am wenigsten sehen möchte, auf der Riva degli Schiavoni, gleich gegenüber von Orsammichele, zwei Schritt vom Palatin entfernt! Und immer wieder diese schlabbrigen Hosen und der gigantische Pferdearsch mit einem Schweif, der wie ein Reisigbündel aussieht. Es heißt, dass Kanonen eingeschmolzen wurden, um diese Figuren zu fertigen. Wann aber werden die Hosen und das Pferd eingeschmolzen, um daraus gewöhnliches Münzgeld zu machen?«

Gigetto und Mario, die einsam wie Hunde in Mailand waren, kamen, mal der eine, mal der andere, um mich zu bitten, ihnen in ihren Mußestunden Gesellschaft zu leisten, statt dass sie sie mir leisteten, in der Gewissheit, mich, den willigen Zuhörer ihres immerwährenden Protests, auf der Bank neben dem Affengehege anzutreffen. Der Mazzinianer kam dann auch gelegentlich abends vorbei und holte mich ab, meist ziemlich spät, mit einem alten Motorrad, das er seine Geliebte nannte, und dann fuhren wir los, auf unendliche Touren durch immer gleiche, immer nebelverhangene Straßen bis zur großen Po-Ebene, er am Lenker festgeklammert und ich an seinen hageren Schultern.

Geisterfahrten inmitten irrealer Erscheinungen, durchsetzt von den rötlichen Lichtern namenloser Orte, unterbrochen von den jähen Aufhellungen der Dörfer, die uns blendeten, kleine Nachtmücken, die gleich ins Dunkel flüchteten. Stunden, gezeichnet vom ungewissen Rasseln des Motors, von rauen Stimmen geträumter Personen in abseits liegenden Spelunken, die in einem Augenblick aus dem Dunkel auftauchten und wieder verschwanden. Wir kehrten zurück, als schon das eisige Licht aus dem Schweißstuch des Himmels tröpfelte. Mario, um in

sein Büro zu stürzen, berauscht von Kaffee und Gier, und ich, um in Müdigkeit und Schlaf zu versinken.

So wie ich von meinem schwebenden Korridor aus nach und nach mein Zuhause erobert hatte, eroberte ich von den Bänken in Monforte aus die Stadt, die zahllosen Treffpunkte, die Kneipen, die Höhlen, in denen die durchwachsene Unterwelt von Mailand zu Hause war: die Welt der Radrennfahrer, der Habenichtse, der Spieler, der Flittchen. Eine nervöse und rätselhafte Welt, deren feine, unendliche Verästelungen sich durch ganz Italien ziehen, das da oben in Mailand ein paar seiner speziellen Sammel- und Verteilungsstellen verbirgt, wie man im Militärjargon sagen würde. Und in diesen Tanzdielen, in diesen Café-Bars, in diesen mehr oder weniger privaten Zirkeln wirkten die starken, grellen Lampen über dem schreienden Grün der Billardtische, die wie Totenschädel glänzenden Kugeln, die leisen Worte und die plötzlichen Flüche auf mich einzigartig narkotisierend und ließen für den Augenblick die Gedanken in den Hintergrund treten; denn im Grunde war ich immer noch der Junge des Mispelbaums von San Sebastiano am Vesuv und befand mich jetzt vielleicht nur auf der anderen Seite der Welt und konnte mich nicht erinnern, wie ich dorthin gelangt war.

Bei anderen Gelegenheiten war da die wirre Parade des Sonntagstanzes, ein wenig außerhalb der Stadt, fast schon auf dem Land, die mit einem Mal auf dem Weiß der großen Straßen nach Mailand zieht, durch die großen Wohnblocks, die wie Pilze aus der Erde schießen und mit jeweils einer sehr hohen Blindmauer darauf warten, dass eine andere sich an sie lehnt und die Reihe verstärkt. Und das offene Land unten, das weiter Widerstand leistet mit den endlosen Weiten von Lichtern und Grünem und dem Lauf der Wolken, für welche die Stadt nur eben ein Unfall auf dem riesigen Meer der Erde ist.

Von der Pergola, deren Laub schon mit Staub bedeckt war, dehnte sich die Hosteria mit dem Boccia-Spielplatz bei diesen Gelegenheiten bis zu

den Bauzäunen aus; zwischen diesen hatte man einen asymmetrischen Tanzboden hergerichtet, umgeben von Teerfässern, von mit Mörtel bespritzten Planen und den Kippwägelchen der Decauville-Feldbahn. Und die zusammengewürfelte Musikergruppe fing inmitten all dieses Durcheinanders an herumzududeln und zog das Bündel von Empfindungen hinter sich her und die schurrenden Schritte der Paare: ein vertrautes, volkstümliches Gewirr, zwar ohne die knalligen Farben und die wuchtigen Akzente eines breughelschen Jahrmarkts, doch im gleichen Stil einer etwas aufgeschreckten Ironie.

Das waren nicht die Feste, zu denen Gian Luigi ging und bei denen er in einer Nacht mit vollen Händen so viel ausgab, wie mir zum Leben für zwei Jahre gereicht haben würde. Doch ich blieb mir gleich, beobachtete stundenlang, ohne mich zu entscheiden teilzunehmen, wie schon damals, als ich jede Bewegung der herrlichen Elvira verfolgt hatte. Jetzt war vielleicht eine junge Hausmagd, eine Arbeiterin mit flinken Hüften, aber plumpen Händen die Schönste. Doch zweifellos zog sie diese begeisterten, draufgängerischen Kavaliers vor, von denen es hier viele gab: Maurer mit einer viel zu großen Blume im Knopfloch ihres grauen Jacketts und mit staubigen Schuhen, die aber in der Lage waren, wilde schnelle Schritte um die glänzenden Schühchen zu machen, die das Mädchen für wenig Geld gekauft hatte.

Manchmal heftete Gigetto sich an meine Fersen, doch mit ihm war es noch schwieriger, eine Dame zu finden, denn er roch schon beim ersten Anblick nach Elend. Für ihn war das ein Anlass zu klagen, und um ihn zu trösten, hielt ich ihm die erseufzte Zigarette hin. Auch jetzt, angesichts des Affengeheges und ohne abzuwarten, dass er mich darum bitten würde, tat ich es. Ich angelte sie zwischen den drei oder vieren hervor, die sich lose in meiner Tasche befanden und den aufgedröselten Tabak verloren, und reichte sie ihm unter der Hand, während ich in eine andere Richtung schaute.

Er zündete sie wie gewohnt an, hielt sie locker zwischen den Lippen und tänzelte mit dem Wachsstreichhölzchen herum, bis er endlich die richtige Stelle traf.

»Du wirst mir nicht glauben, was mir diese Nacht passiert ist. Ich gehe auf die Piazza, wo keine Menschenseele war, und sehe plötzlich und unerwartet den Dom vor mir, schwarz und erschreckend, mit all diesen marmornen Quasten ringsum, wie wenn sie für eine Totenbahre da wären. Ich schwöre dir, das wirkte wie ein Sarg. Hältst du das etwa für architektonische Ideen, diese Troddeln? Das sind doch Bestattungsornamente!«

»Einbildung, Gigetto!«

»Ach, meinst du? Sie machen mich völlig irre. Es gibt Leute, die leiden erst, wenn sie einen Tritt verpasst bekommen. Mir reicht schon eine Mücke, um nicht mehr schlafen zu können. Ich höre sie im Dunkeln surren, sie entfernt sich und entfernt sich, dann kommt sie wieder, kreist um mein Gesicht, ich weiß nicht, wo sie ist, sie surrt ein letztes Mal ausgerechnet in meinem Ohr, und während ich mir Ohrfeigen verpasse, um sie zu töten, fängt sie anderswo wieder an zu summen. Das ist doch ein Hundeleben hier in Mailand, mit den Troddeln am Dom und den Mücken!«

»Aber wir sind doch mitten im Winter, und Mücken gibt's schon längst keine mehr.«

»Da wo ich schlafe, gibt es sie das ganze Jahr über.«

Jetzt schwiegen wir beide und schauten zu. Der Abend zog auf, müde, kaum wahrnehmbar in der langsamen Verfinsterung des Nebels. Die Menschen um das Affengehege herum wurden weniger. In Kürze würde die Nacht hereinbrechen, was für Mailand immer eine reiche Girlande von Vergnügungen darstellt und eine Belohnung für die Arbeit des Tags. Paris lebt sein eigentliches Leben erst bei Nacht. London am Tag. Doch Mailand hat wirklich zwei Leben, von denen das eine der Gegengesang zum

anderen ist. Auf diese Weise kennen seine Tugenden wie seine Sünden keine Verschnaufpausen während der zwei Hälften des Tags.

Die unzüchtigen Affen allerdings würden eng aneinandergedrückt schlafen, um sich vor der Kälte zu schützen. Wie unschuldige Schwalben auf einer Dachtraufe.

Als ich mein Zuhause in Neapel verlassen hatte, hatte ich mich auf den Weg zum Giglio gemacht und war dort im Kloster fast zwei Monate lang Gast bei meinen früheren Erziehern gewesen. Die Mönche hatten mich liebenswürdig aufgenommen. Sie fühlten sich meinem Vater gegenüber verpflichtet, der umfangreiche Arbeiten für den Konvent ausgeführt hatte, und glaubten sofort, dass ich mich auf den Virgo zurückgezogen hätte, um dort intensiv zu lernen und zu meditieren. Letzteres stimmte ohne Frage. Ich überließ mich dem Meer des Lebens nicht nur als Ahnungsloser, als einer, der nicht nur nichts darüber wusste, sondern nicht einmal auf das geringste seiner Bedürfnisse vorbereitet war. Ich lehnte meine Welt ab, entschlossen, nicht mehr zurückzukehren und nichts zu behalten, was mich an sie erinnern könnte, aber ich trug all ihre Anforderungen in mir, das Verständnis für sie, ihren Stolz, ihre Scham und das, während ich zugleich über keinerlei allgemein praktische Erfahrung verfügte und mir die einfachsten Grundlagen fehlten, um mir ein neues Leben aufzubauen. Es war mir nicht einmal klar, was ich eigentlich machen wollte, und noch viel weniger, wie ich es anstellen könnte. Ich wusste nur, was ich nicht wollte, und das war viel. Mit der Zeit sollte ich verstehen, dass es nahezu alles war. Die Zelle, welche die Patres mir unter denen zuwiesen, die sie sonst selbst bewohnten, stellte meinen Fragen das Schweigen ihrer kahlen weißen Wände entgegen. Diese wussten, dass es eines ganzen Lebens voller Qualen und Gebete bedurfte, um vielleicht zu einer Klarheit zu gelangen, von der ich hoffte, sie in zwei Monaten zu erhalten.

Vom Giglio aus schrieb ich an Ettore Bacci, meinen alten Freund aus Internatszeiten, und er, der in Genua lebte, schlug vor, uns in Mailand zu treffen. Doch als ich dort ankam, war Ettore nicht da. So entschloss ich mich, auf ihn zu warten.

Ich kannte Mailand nicht, über der Stadt lastete der Schatten des negativen Urteils von Gian Luigi. Er hatte über die Stadt nie auch nur diskutiert, sondern sie jedes Mal mit einer für ihn typischen Beschreibung charakterisiert: ›finster‹, ›bleiern‹, ›abscheulich hässlich‹. Dort stieg ich Ende Juli aus, der in diesem Jahr noch heißer war als gewöhnlich. Ich verkroch mich in einem winzigen Hotel am Stadtrand und roch rings um mich herum die weiten staubigen Wüsten der von der Sonne geblendeten Plätze und der Straßen, auf denen der Asphalt unter den Schuhsohlen nachgab und einen schwärzlichen Geruch ausdünstete. Und die glutheiße Stille des Nachmittags in den noch leeren, vom Land aber schon verlassenen Bereichen der Städte, wo die vom Staub entehrte Wiese zwischen dem Unrat der Fabriken und unter den Lastwagenrädern gegen den Tod ankämpfte.

Für mich zogen sich die Tage unendlich lang hin und hatten doch auch etwas Überschwängliches. Meine Gedanken unterbrach ich nicht, sie schienen mich aufrecht zu halten. Als ich nach zehn Tagen die Hotelrechnung bezahlt hatte, blieben mir nur noch ein paar Münzen, und ich wusste nicht, wie lange ich mit diesem Geld leben musste und leben konnte. Damit war der Tiefpunkt meiner Umstände vorgegeben, der, der einen Menschen für sein ganzes Leben bestimmt, der Rekord des Siegers, von dem man immer selbst sagen kann – auch wenn man ihn kein weiteres Mal mehr erreicht –, dass man vor Zeiten dazu in der Lage war.

Vom ersten bis zum fünften Tag setzte ich nach und nach meine Verpflegungsrationen herunter; die am sechsten Tag bestand nur noch aus einem Rest Brot. An diesem Abend ging ich zu der Adresse zurück, die Ettore mir angegeben hatte, und dort wurde mir gesagt, dass er in fünf

Tagen eintreffen werde. Zu Fuß legte ich den sehr weiten Weg bis zu meinem Hotel zurück. Dieses wurde von unordentlichen, zerfahrenen Leuten geführt, die mich nicht einmal zu sehen schienen. Ich lebte in der bangen Erwartung, dass sie mich um die Begleichung der zweiten Dekade bitten würden. Es kam mir irgendwie absurd vor, ihnen eingestehen zu sollen, dass ich sie nicht bezahlen konnte. Ich wusste ja, dass ich nicht die Fähigkeit zur Verstellung besaß und daher gezwungen sein würde, ihnen mein ganzes Leben zu beichten, weil nur das mir eine Entlastung einzubringen versprach. Allerdings sagten sie kein Wort. Vielleicht verstanden sie ja auch und hätten mir sogar geholfen, denn die Frau besorgte die Küche. Doch ich ging wortlos an ihren Herdflammen vorüber, und sie rief mich nie zu sich.

Am siebten und achten Tag machte ich mich wieder auf einen langsamen Streifzug durch das Viertel und legte übertrieben lange Pausen auf den Bänken der Alleen ein. Es waren die Tage von Ferragosto, Mailand glühte und war der Hitze der Hundstage ausgeliefert. Ich hatte ein kleines Heft für Notizen und schrieb fast Stunde um Stunde alles auf, was mir durch den Kopf ging. Das hinderte mich immerhin daran, Selbstmitleid mit mir zu haben, weil ich dem Schreiben nicht das Bewusstsein von Gefahr anvertraut hätte, die über mir schwebte.

Jetzt kommt es mir seltsam vor, dass es mir nicht einfiel, etwas aus meinem Gepäck zu verkaufen. Ich war niemals auf diese einfache Idee des Tauschhandels gekommen. Ebenso wenig konnte ich mir ausmalen, mich jemandem vorzustellen, um irgendeine Arbeit zu bekommen, und noch viel weniger, um von jemandem irgendetwas zu erbitten. Es kam mir vor, als würde ich in einer verhexten und auch fatalen Lage hin und her treiben, die sich mit meinem Tod oder mit meinem magischen Übergang in eine gegenteilige Ordnung des Seins aufheben würde. Im Grunde demütigte es mich, wenn ich sah, dass alle, selbst die bescheidensten Menschen, satt und ausgeglichen waren. Jeder in der Stadt war also in der

Lage, sich sein täglich Brot zu besorgen, jeder Vogel und jede Ameise machte es, während ich nicht einmal diese einfache Fähigkeit besaß. Dann ließ ich diesen Gedanken fallen, ohne eine Klärung erreicht zu haben. Ich war geneigt, diese Welt zu verurteilen, die unfähig war, mir eine Art von Leben zu garantieren, deren es bedurfte. Ich dachte, die Welt würde in mir Selbstmord begehen. Daher war ich gewillt, ohne ein einziges Wort umzukommen und die Last einer vollkommenen Sühne hinter mir zu lassen.

Den achten Tag verbrachte ich regungslos in einem halb zerfallenen Haus, in das ich durch eine von Jungen für ihre Spiele geschlagene Öffnung einstieg. Dort gab es einen kleinen Brunnen, der, wer weiß, wie, intakt geblieben war. Zu ihm kehrte ich öfter zurück, weil das Trinken das Nagen des Hungers verminderte. In meinem Körper fühlte ich eine Mattigkeit und fast schon eine Kälte, doch Wärme und Schwere im Kopf. Mir half ganz sicher die drückende Schwüle, die auf der Stadt lastete; sie war wie eine mit Watte ausgestaffierte Wiege, in die ich mein Leiden legen konnte. Ich schrieb ständig weiter in das kleine Heft, und je mehr meine Mutlosigkeit wuchs und mich leichter werden ließ, umso mehr zeigte ich mich in meinen Notizen abstrakt und übermütig. Am neunten Tag bewegte ich mich nicht mehr aus dem Bett im Hotel. Die letzten Centesimi gebrauchte ich für die Briefmarke auf einem lakonischen Billett an Ettore. Ich sagte ihm, er solle mich – ohne eine weitere Minute zu verlieren – im Hotel aufsuchen. Danach zog ich mich in meine Höhle zurück, ließ den Schlüssel im Schloss stecken und war darauf vorbereitet, mein Schicksal zu erwarten und möglicherweise auch zu beschließen.

Fünfzig Stunden vergingen. Versunken in einem Halbschlaf, hatte ich keine Empfindungen mehr von mir selbst, so, als wäre ich nur noch Intellekt, der außerhalb des Körpers dachte und außerhalb der Welt. Dieses intellektuelle Licht war rein und feierlich, und alle kamen und versammelten sich unter ihm. Nur Nerina stand vor mir in einer Haltung

von großer Sanftheit und Melancholie. Nur von ihr kam ein mildes Wort, und mir war, als würde ich Tränen fallen hören. Die Gesichter der Contessa, ihrer Mutter, von Don Francesco Lerici, von Gian Luigi verschwammen und lösten sich auf, ohne dass sich deren unzugängliche, verschlossene Selbstbeherrschung verändert hätte. Ich fühlte, wie ich mich Nerina langsam näherte, und es war mir, als müssten wir uns vereint selbst auflösen und hinter uns eine schwüle, lastende Leere zurücklassen, ähnlich der nach einer letzten, höchsten Angst, die sich aufgelöst hat und verschwunden ist. Das war die äußerste Grenze des Menschenmöglichen, von wo die Kräfte der Heroen und der Heiligen herrührten. Ohne einer der ihnen zu sein, ohne ihren Glauben und ihre Willensstärke, aber vielleicht gerade deswegen in einer noch außergewöhnlicheren Reinheit, allein aufgrund meines Wesens und unbesiegbaren Stolzes, fühlte ich, dass ich in höchste Regionen getragen wurde und in meinen Himmel einkehrte.

Es war Nacht, die elfte Nacht, als ich über meinem Schlaf, der sich bereits ins Endlose zu dehnen begann, Stimmen und Atem wahrnahm. Ich fühlte, dass es Ettore war und weitere Schatten hinter ihm. Sie öffneten mir die Zähne, und wie ein blinder Welpen nahm ich eine warme Substanz zu mir, Milch ganz sicher, wie aus der Brust meiner Mutter, beim ersten Mal. Ich fiel in einen tiefen Schlaf. Und als ich wieder aufwachte, begriff ich, dass die enge Öffnung, die mich ganz hätte befreien können, mich stattdessen in die Welt der Menschen entlassen hatte. Und dass ich dort jetzt auch verweilen konnte. Unter einem anderen Namen.

Wie und warum hatte Ettore die Pension in der Via Nullo für mich ausgewählt? Seine Arglosigkeit war eindeutig groß, aber er hatte sich – so wie eine gutmütige Tante vom Land es getan haben würde – wohl damit zufriedengegeben, sich mein Zimmer zeigen zu lassen, das wirklich das Beste in diesem respektablen Haus war, und ganz sicher nichts Ungewöhnliches vermutet.

Die Via Nullo war eine kurze, wenig besuchte Querstraße im Viertel Monforte, nicht breit, flankiert von wenig auffälligen, alten, niedrigen Häusern und von kleinen Villen, die früher oder später verschwinden sollten, verschluckt von großen neuen Wohnblocks, zusammen mit ihren vertrauten Namen, »Villa Erminia«, »Villa Bice«, »Gli Scalini«, und mit bescheidenen Vorgärten und Ziersäulen aus Zement.

Doch noch heute, nach über dreißig Jahren, ist die Via Nullo die, die sie war. Die Stadt ist über sie hinweggezogen, ohne sie anzurühren. Wo sich vorzeiten am Ende der Straße eine Brachfläche öffnete, die nur eben am entferntesten Rand der heruntergekommenen Baracken der zeitweiligen und doch immer ewigen Welt der Armen begrenzt wurde, dehnen sich heute monolithische, endlose Viertel aus. Und die kleinen Villen der Via Nullo stehen immer noch da, wo sie waren, vernachlässigt an einer Hangseite inmitten endloser Wohnblocks mit zwölf Etagen. Und in der nichtssagenden Fassade des Hauses von damals gibt es das Fenster, an dem ich so viele Stunden damit verbrachte hinauszuschauen, noch immer.

Mein Zimmer verfügte über ein pompöses Ehebett mit einem Kopfende aus massivem Mahagoniholz und einer Polsterung aus rotem Damast. Dass Etorino mich in seiner Vorstellung in diesem Bett gut versorgt dachte wie ein Pfarrer, zeigte nur seine liebevolle Naivität. Die restlichen Möbel waren von gleicher Art, allesamt von äußerster Sauberkeit, und genügten höchsten Ansprüchen. Doch abgesehen von dem Bett bewohnte ich keinen Teil meines Zimmers, denn ich wollte nicht, dass auch nur der kleinste Gegenstand verrückt oder mit Staub oder Zigarettenasche beschmutzt würde. Nur die Ecke mit dem Fenster auf der anderen Seite der mächtigen Vorhänge und Gardinen beanspruchte ich für mich, zusammen mit der Via Nullo, in deren Stille und Einsamkeit sich gewisse kleinste Geräusche des Lebens wahrnehmen ließen, die nach und nach wichtig wurden und meine Aufmerksamkeit weckten, wie das leichteste Erschauern des Wassers über einem spiegelglatten Weiher.

Zur Straßenseite hin lagen nur zwei Zimmer der Pension, die durch den Eingang voneinander getrennt waren, das eine war meins und das andere war für Zusammenkünfte und das Essen bestimmt. Im mittleren Teil der Wohnung befanden sich Diensträume und ein enges dunkles Zimmer, in das sich die Hausherrin zurückgezogen hatte. Zum Hof hin lagen dann noch vier weitere Zimmer, zwei auf jeder Seite, die auf einen kleinen, schlimm vernachlässigten Garten hinausgingen, der am anderen Ende einer Blindmauer abgeschlossen wurde. Zwei junge alleinstehende Mädchen bewohnten jeweils eines der Zimmer rechts vom Garten. Die Zimmer auf der anderen Seite waren, wie man mir sagte, für ein Paar reserviert, das gelegentlich auftauchte, Leute vom Theater, die sich im Augenblick außerhalb von Mailand aufhielten.

Die beiden Mädchen, Carla und Emilia, gaben vor, auf eine Anstellung zu warten, hatten aber beide einen Gönner. Einer davon, ein gewisser Capria, jung und undurchsichtig, Freund von Emilia, erschien gelegentlich zum gemeinsamen Abendessen. Der andere trat nur durch gewisse Telefonate in Erscheinung, nach denen Carla dann zu einem unbekanntem Ziel aufbrach und erst spät in der Nacht wieder zurückkam. Über alldem wachten die blassen Augen der Besitzerin mit dem Familiennamen Nini, die sich jedoch auf französische Weise »Madame Ninì« anreden ließ und ganz fraglos eine unergründliche Vergangenheit verheimlichte.

Wenn die nicht enden wollenden Nachmittagsstunden das Warten auf die beiden Gönner aufreibend machten und diese sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerten oder sich mit ihren legitimen Familien abgaben, empfangen die beiden Mädchen der Pension heimliche Besuche, welche Madame Ninì allerdings nicht bemerkte, weil sie zu dieser Zeit außerhalb des Hauses zu tun hatte. Aber wie sollte man das nicht verstehen, handelte es sich doch um zwei arme eingeschlossene Mädchen, die sich tödlich langweilten, denn auch wenn sie – das ist wahr – gut untergebracht und noch besser ernährt wurden, waren sie doch immer

auch gezwungen, in dieser zermürbenden Schicksalsgemeinschaft gemeinsam verbunden zu sein, und das mitunter einige Wochen lang, abhängig vom gebieterischen Klingeln des Telefons am Tag wie bei Nacht, verdammt sozusagen zu einem Haremsregime im Mailand des 20. Jahrhunderts – eine Lage, die nicht von Dauer sein konnte, zumal die antiken Sultane, die ein Serail einrichteten, den Seidenstrick entwickeln und Eunuchen als Wachen aufstellen mussten, die zudem noch stumm waren.

Edmondo De Amicis' [2] glänzende Beschreibungen von *Konstantinopel* kamen mir in den Sinn. Beim Wiederlesen kam es mir vor, als würde dieser aufrichtige Mentor der hervorragenden Jugend Italiens mehr als einen Ansporn unter seiner ehrwürdigen Stola verbergen und auch mehr Geschmack für Ausschreitungen, wenn nicht gar für Massaker, als man statthafterweise bei dem pathetischen Minnesänger von *Cuore* erwarten sollte. Doch wer ist schon ohne Sünde? Das Durcheinander in den beiden zum Garten hin gelegenen Zimmerchen war außerordentlich diskret und kaum wahrnehmbar in der trägen Ruhe der Via Nullo, wo die Fassade unseres Hauses wie die der anderen erscheinen musste, nämlich anonym und verlassen. Und vielleicht fanden hinter den anderen ja ... Und so räumte ich unter diesen Umständen das Feld und kehrte zu dem Affengehege zurück. Das gleiche Thema in einer anderen Tonage. Doch was konnte man dann über den Buchhändler Pagano sagen?

»Ich konnte in dieser Jahreszeit nichts anderes finden«, hatte Ettoreino gesagt. »Es ist lediglich eine Notlösung für die erste Zeit. Wirst du dich denn nicht mit deinem Vater wieder aussöhnen?«

Ettoreino war dem Jungen aus Internatszeiten im Giglio vor vielen Jahren ähnlich geblieben. Feinfühlig und gleichermaßen zurückhaltend, mit schüchternen und freundlichen Bewegungen, fast wie die einer Frau. Er zeigte sich noch tapsiger als ich, als wir ein erstes Gespräch führen konnten und uns am Ende mehr oder weniger nichts sagten. Er war mit

einem Kopf voller Absichten und Worte gekommen, aber alle erstarben ihm auf den Lippen. Es war ihm nicht einmal gelungen, sich seinem Vater, dem alten Admiral, anzuvertrauen, der mich ganz sicher nicht verstanden hätte. Ettore zahlte für mich einen ganzen Monat im Voraus für die Pension, stellte mich dem Buchhändler vor, führte die Verhandlungen für mich, was für ihn eine unendlich große Anstrengung bedeutet haben musste, und hätte gerne noch alles dazugegeben, was er in der Tasche hatte, doch die gegenseitige Zurückhaltung lähmte ihn. Wieder war ich allein in diesen ersten Septembertagen, den heitersten und ruhigsten des Jahres, abgesichert für das Leben über einen ganzen Monat, für einen sehr reduzierten Umgang mit Menschen durch meine Tätigkeit und für das Meer von Mailand, um darauf zu segeln.

Ettore und ich sagten Pagano nichts über meine Herkunft und mein vorheriges Leben, aber der Buchhändler war von Natur aus ohnehin ein wenig herzlicher Mann und sehr still. Sein Geschäft war eines von denen, die beim ersten Eindruck kühl und fremd wirken – viereckig, gefängnisartig und wirklich mit viel zu hohen Decken für einen Handel dieser Art: vier hoch aufragende Wände, mit billigen Regalen bestückt, deren mittlere Höhe man schon kaum erreichen konnte, entmutigten einen bei der Suche. Gar nicht zu reden von der verstaubten Ware, die größtenteils den Eindruck machte, vergessen worden oder unverkäuflich zu sein, denn Pagano hatte den Grundbestand seiner Buchhandlung mit erworbener Massenware nach Geschäftsbankrotten oder Auflösungen von Verlagen bestückt, das heißt mit allem, was überflüssig war oder auf dem Markt keine Abnehmer fand: Dutzende von Exemplaren ein und desselben Bandes, unbeschnitten und angegilbt in ihren billigen Einbänden, die über die Eitelkeit der Wörter mehr aussagten als Hamlets Monolog.

Der große Coup des Buchhändlers, der ihn dazu bewogen hatte, einen zeitweiligen Mitarbeiter einzustellen, war jetzt der Verkauf der *Geschichte der Faschistischen Revolution* des ›Kameraden‹ Luigi Chiurco, herausgegeben

in Florenz in sechs abstoßenden Bänden in quadratischem Format und eingebunden in grauem Karton, der sofort zerfiel. Pagano führte mich in den hinteren Teil des Geschäfts und vertraute mir zwei längliche Kästen voller Karteikarten an, auf denen in alphabetischer Folge die Namen der Käufer der *Geschichte* standen, die vergessen hatten, ihre Raten zu zahlen. Ich sah bei der ersten, dass das Werk einen beachtlichen Preis hatte, der durch die Ratenzahlung noch beachtlicher wurde. Doch nach und nach begriff ich auch, wie diese Verkäufe vonstattengingen: teils beruhten sie auf Schwindelei, teils auf Druck. Die Emissäre des Buchhändlers besuchten im Namen Mussolinis die ländlichen Gebiete, die am unbedarftesten waren, und forderten die Bauern auf, eine Kauforder zu unterschreiben. Diesen zögerlichen Italienern gaukelte man durch die Verwendung einiger lobender Worte des Duce über Chiurco vor, dass diese *Geschichte der Faschistischen Revolution* in Italien als die neue Bibel angesehen würde, unterteilt, wie die andere, in eine Genesis und einige nachfolgende Texte. Bei Chiurcos Werk führte der erste Band, welcher von den »Ursprüngen« handelte, zu dem von den »Märtyrern«, und so weiter.

Der Korrespondenz konnte man ohne Schwierigkeiten entnehmen, dass die Besteller nur in seltenen Fällen verstanden hatten, wie viel die *Geschichte* eigentlich kostete. Der Karteikasten glich einem Friedhof mit verschiedenfarbigen Grabinschriften, Zeugen eines ziemlich langwierigen, von meinen Vorgängern geführten Kampfes: Schlachten von Rundschreiben in unterschiedlichem Ton und Stil, von Zahlungsaufforderungen, von Berichten an den örtlichen Faschistenführer, allesamt mit zweifelhaftem Ergebnis, denn wenngleich der Buchhändler anfangs ganz sicherlich goldene Zeiten gekannt haben musste, waren die Reihen des Widerstands langsam immer stärker geworden und hatten sich geschlossen. Eine ganze Abteilung des Regals stöhnte unter der Last Hunderter zurückgewiesener und retournierter Exemplare der sechs Bände der *Geschichte*. Das war der entmutigendste

Winkel des Geschäfts, ebender, in dem ich mit dem Karteikasten auf meinen Knien saß.

Pagano warf gelegentlich lange Blicke auf den Karteikasten, der theoretisch ein Vermögen enthielt. Vielleicht hatte Ettore dem Buchhändler weisgemacht, dass ich einen neuen Weg finden würde, seine zahlungssäumigen Kunden zur Kasse zu bitten und auf diese Weise aus den trockenen Karteikästen üppige Bündel aus lauter Tausendlirescheinen sprießen zu lassen. Für Ettore war ich, der Goldmedaillenträger des Internats am Giglio, in der Lage, jeden nur denkbaren Auftrag mit größtem Genie auszuführen. Der Buchhändler wartete ein paar Tage auf meine Vorschläge, während ich über die bisherigen Aufforderungen und Abmahnungen nachgrübelte. Am Ende vereinbarten wir eine »letzte Mitteilung« auf fast rotem Papier und deuteten dunkle Drohungen an. Mit kaltem, jähzornigem Argwohn zahlte er die Kosten für den Druck der Postkarten und die Briefmarken. Und ich begann mit der Versendung dieser Warnung, und zwar jeweils an zwei Buchstaben des Alphabets. Das Ergebnis, das sich bei den Briefen bis zum Buchstaben *D* (der wegen der unendlichen Reihe der Namen wie *D'Antonio*, *Di Giacomo*, *Di Girolamo* und so weiter ungeheuer umfangreich war) als nahezu völlig negativ erwies, war eindeutig und klar, noch bevor wir beim Buchstaben *P* angekommen waren. Pagano bezahlte üblicherweise jeden Samstag mit dem gesamten Kleingeld, das er absichtsvoll während der Woche unten in seiner Kassette anhäuften, Münzen von einer Lira oder zwei aus dieser Zeit. Beim Vorzählen wurde er immer langsamer. Und ich, wie jemand, der erwartet, dass das Wasser in der Leitung versiegt, interpretierte das Fallen der Tropfen und bereitete mich darauf vor, ohne Arbeit und mittellos wieder auf der Straße zu enden.

Zu Hause schwieg Madame Ninì, die aus mir auch nicht den kleinsten Betrag heraus schlagen konnte. Sie wartete ebenfalls ab. Ettore hatte ihr den ersten Monat bezahlt. Dann verkaufte ich durch Gigettos Vermittlung

ein paar meiner Sachen und bezahlte den zweiten Monat, Oktober. Mit einem kleinen Rest und weil ich gut zwei Monate Gehalt des Buchhändlers zusammenkratzte, konnte ich auch den dritten Monat bezahlen, November, der inzwischen begonnen hatte. Doch eine Fortsetzung war nicht in Sicht.

Das war der Augenblick, in dem plötzlich Leben in meine Angelegenheiten kam.

Während einer dieser Nächte, die ich damit zubrachte, auf dem Motorrad des Republikaners Mario durch die Po-Ebene zu streifen, trafen die Gäste der beiden Pensionszimmer ein, die bis dahin unbewohnt waren. Als ich bei Tagesanbruch die Pension wieder betrat, sah ich, dass der Eingangsbereich und das Esszimmer mit merkwürdig vielen Koffern und Reisetruhen verstellt waren, die mir eine recht genaue Vorstellung von dem abenteuerlichen Leben ihrer Besitzer gaben. Auf dem unordentlich zurückgelassenen Tisch befanden sich die Reste eines ganz sicher zu später Stunde improvisierten Essens: Köstlichkeiten, die mit der Kochkunst von Madame Ninì eindeutig nichts zu tun hatten. Ein ganz leichter, aber hartnäckiger Geruch lag in der Luft.

Madame Julie, eine französische Soubrette mit Schwung und Glamour, die bei mir, als ich sie zum ersten Mal sah, einen Anflug von Taumel verursachte, war vor nicht ganz zwei Jahren durch Zeitungsberichte über einen aufsehenerregenden Prozess berühmt geworden. Die Zehn von Venedig hatten unter dem Portiko des Dogenpalasts mehr als eine Steintafel zur ewigen Schande derer anbringen lassen, die des »schwersten Schadens zum Nachteile der Staatskasse« für schuldig befunden worden waren. Im kürzlichen Fall war der Schuldige der Hauptkassier einer Bank, dem es mit satanischer Hinterlist gelungen war, sich in den Besitz wirklich gewaltiger Beträge zu bringen, bevor er entdeckt wurde. Und es war die wunderschöne Julie, welcher der Kassier

das Geld der Bank geschenkt hatte und für die er nun seine Jährchen im Gefängnis genießen durfte.

Von diesem Sturm an Popularität und Leidenschaft bewahrte Madame Julie weniger die Erinnerung auf, zumal sie inzwischen mit einem neuen Verehrer zusammenlebte, als vielmehr eine Unzahl von Nerz-, Hermelin-, Perserlamm-, Chinchilla- und anderen Pelzen, alles Geschenke des Kassiers, und dazu einen Schatz von Juwelen, die seinerzeit sogar Gegenstand gerichtlicher Auseinandersetzungen gewesen waren, ihr aber am Ende blieben. Wenn die Julie auf der Bühne erschien und eine glitzernde Treppe hinunterschritt – was sehr viel später nach dem Geschmack der Zeit von Wanda Osiris (der »Wandissima«) wieder aufgenommen und vor ihr von Anna Fougez zur Apotheose gesteigert wurde –, verloren die Zuschauer beinahe den Verstand und reagierten wie wild auf das Funkeln der Diamanten, von denen sie wussten, dass sie echt waren und dazu auch noch gestohlen.

Der offizielle Freund Madame Julies war der Baron Lello Delicato, der mutmaßliche Geschäftsführer der Theaterkompagnie, deren Star die Julie war. Delicato stammte aus einer Familie großer apulischer Landeigner, und zwar aus jener Gegend, in der die lukanischen Monti Freddi, die Kalten Berge, in die Murge übergehen: archaische Flecken, aus denen unser Mann zum Verdruss seiner Familie geflüchtet war, um jetzt in Mailand den letzten Teil seiner Jugend zu verleben, wiewohl er sich bereits dem Alter näherte, das ihn in die Stille seiner heimatlichen Flecken zurückrufen würde, deren eigentliche Herrscher die Tierherden waren.

Delicato war eher klein als groß und eher robust als schlank. Er hatte strohblondes Haar und war schweigsam. Seine Augen waren wässrig und ähnelten sehr denen von Madame Ninì. Er pflegte immer dasselbe Seidenhemd zu tragen, so lange, bis es nicht mehr vorzeigbar war. Dann warf er es weg und kaufte ein neues, das für die nächsten zwei Wochen erhalten musste. Die Bande, die einen Mann dieser Art mit einer Frau

wie der Julie zusammenhielten, waren, wie es oft in diesen Dingen ist, nicht erklärbar. Die Julie wandte sich immer in einem schwungvollen, aber doch oberflächlichen Ton an ihn und präsentierte ihn jedes Mal mit seinem Taufnamen, begleitet von seiner offiziellen Stellung: »C'est Monsieur Lello, notre administrateur.« Der Baron sprach am gemeinsamen Tisch, wo er sich jetzt, seit die Julie in einem Mailänder Theater arbeitete, ziemlich oft sehen ließ, äußerst wenig. Er war ein ungewöhnlich starker Esser und rauchte während des Essens ununterbrochen.

Wenn Delicato anwesend war, wurde das Abendessen, das er mit eigenen Vorräten und Speisen bereicherte, auch für die anderen zu etwas Köstlichem. Ich mochte nichts von ihm annehmen, aber es war auch schwierig abzulehnen, weil man nachher nicht mehr genau festlegen konnte, was der Pension und was der Verschwendungssucht des Barons zuzuschreiben war, und das umso mehr, als Madame Ninì die Nachprüfung nicht gerade erleichterte. Doch ob man es nun annahm oder ablehnte, Delicato behielt sein gleichgültiges Verhalten gegenüber allen bei, wobei er die Augen nur wenig hob und mit seinen Tunken und seinen Zigaretten außerordentlich beschäftigt tat, sozusagen verschlossen hinter einem Anschein von Epikureismus, der ihm als Schutzschild diente. Selbst Madame Julie ließ ihn während des Essens in Ruhe und überschüttete die anderen mit tausend faszinierenden Liebenswürdigkeiten, die auch in mir unangemessene Gefühle erregten.

Genau in jenen Tagen, als die letzte Novemberwoche vorüber war, zählte mir der Buchhändler Pagano wie gewohnt mein Gehalt in Ein- und Zweiliremünzen vor, doch dieses Mal in einem wirklich sehr langsamen Rhythmus. Daher bedurfte es keiner weiteren Erklärungen, um zu verstehen, dass der Augenblick der Befreiung von ihm und der *Geschichte der Faschistischen Revolution* des Kameraden Chiurco gekommen war.

»Pagano und Chiurco«, sagte ich mir immer wieder in dieser Nacht, während Marios Motorrad über die Steine der Brücke von Lodi holperte, »zwei, die aus dem gleichen Holz geschnitzt sind. Aber wenn ich Madame Julie erzählen würde, dass ich bereits als Ägypter im Königlichen Opernhaus San Carlo aufgetreten bin, wer weiß, ob sie mir da beim Baron eine Komparsenrolle vermitteln könnte. Doch wie würde Delicato damit umgehen, am selben Tisch mit einem seiner niedrigsten Untergebenen zu sitzen?«

Das Motorrad des Mazzinianers, das mich im Nebel nach Soncino brachte (für mich nicht mehr als ein Name), symbolisierte in hervorragender Weise mein Schicksal. Ja, sie arbeiteten Hand in Hand. Um fünf Uhr am nächsten Morgen befanden wir uns, nach einer Abfolge geisterhafter Szenen, völlig erschöpft von der Anstrengung, am Südufer des Gardasees, unterhalb des Gemäuers der Wehrfeste von Peschiera, mit dem Motorrad, das mindestens für die nächsten zwei Wochen eindeutig unbrauchbar war. Mario fluchte und fuhr mit dem ersten Transportmittel nach Mailand zurück. Ich ging in einen ganz bescheidenen Gasthof, in dem man ein Logis finden konnte, einen von den alten nach venezianischer Art, und wachte um drei Uhr nachmittags wieder auf. Diese Vorkommnisse, die an sich unerheblich sind, bekamen den Wert von Zufällen, der bisweilen den Lauf eines Lebens bestimmen kann.

Während ich durch die geschlossene Ortschaft von Peschiera streifte und zusah, wie es auf den finsternen See regnete und ich dabei die melancholischen Bastionen betrachtete, die mich an die abweisenden Wände der Buchhandlung Pagano erinnerten, kam mir der Gedanke, etwas zu schreiben, was die Journalisten als »ein Stück mit Lokalkolorit« bezeichnen. Ich machte mir keine Illusionen über eine literarische Zukunft, sondern sah einfach nur die Möglichkeit, die Ein- und Zweilirestücke des verlorenen Gehalts zu ersetzen. Dieser Text entstand in einer Kneipe außerhalb der Stadttore. Aus meinem Gemütszustand und

den Bedingungen der Umgebung kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie erfreulich die Bildhaftigkeit sich entwickelte.

Gigetto hatte einen Freund bei einer Mailänder Zeitung, einen Mann aus den Abruzzen, von solider ländlicher Herkunft und von gut durchbluteter Haut. Er war anfällig für immer wieder auftretendes Nasenbluten, das ihn in Schrecken versetzte. Er hieß ganz römisch Pompeo Pompei und trank ein bisschen zu viel, wiewohl nur unbehandelten Wein. Er war bei den Gebirgsjägern gewesen, bei denen er sich zarte Füße verdient hatte, und er litt in seiner Redaktion wie ein afrikanischer Vogel im Zoo.

Pompeo Pompei hatte mir eine gewisse Freundschaft entgegengebracht, auch wenn er mich für so etwas wie einen Fakir hielt, der es liebte, über Nagelbetten zu gehen. Durch seine Vermittlung wurde der Artikel tatsächlich eine Woche später mit der Zustimmung des Direktors des Feuilletons, Professor Omobono, veröffentlicht. Der war eine Persönlichkeit von majestätischem Aussehen, versehen mit einem schönen rosigen Gesicht wie eine Putte des siebzehnten Jahrhunderts, über dem allerdings weiße Haare stürmisch hin und her flogen. Omobono lobte meinen Artikel mit einem gewissen salbungsvollen Ton und bezahlte mich umgehend.

Aus alter Gewohnheit ließ Madame Julie niemals irgendeine Zeitung aus und entdeckte so meine Signatur. Sie widmete mir daher ein paar besondere Schmeicheleien bei Tisch, wohingegen der Baron Delicato mich weiterhin ignorierte und in seine Leckerbissen vertieft war. In Madame Ninì erglomm eine zarte Hoffnung hinsichtlich meiner nächsten Zahlung. Doch zwei Tage später ließ mich Pompeo Pompei wissen, dass bei einer bestimmten lokalen Presse von Venetien ein heftiger, deutlich hervorgehobener Artikel erschienen war, um »den zu stigmatisieren, der mit dümmlichen Abschweifungen eine Stadt beleidigt, die reinsten